

# Altpreussische Zeitung

und Anzeiger für

Stadt und Land.



Dieses Blatt (früher „Neuer Elbinger Anzeiger“) erscheint wöchentlich und kostet in Elbing pro Quartal 1,60 Mk., mit Botenlohn 1,90 Mk., bei allen Postanstalten 3 Mk. Anzeigen-Entscheidungen an alle ausw. Zeitungen vermittelt die Expedition dieser Zeitung.

Inserate 15 Pf., Nichtabonnenten und Auswärtige 20 Pf. die Spaltzeile oder deren Raum, Restanten 25 Pf. pro Zeile, 1 Beilageemplar kostet 10 Pf. Expedition: Spieringstraße Nr. 13.

Illustr. Sonntagsblatt — „Der Hausfreund“ (täglich).  
Telephon-Anschluß Nr. 3.

Chefredakteur und verantwortlich für den gesamten Inhalt Ludwig Rohmann in Elbing.

Eigentum, Druck und Verlag von G. Gaatz in Elbing.

Nr. 159.

Elbing, Mittwoch,

11. Juli 1894.

46. Jahrg.

## Die englische Fremdenpolizei.

In der Tiefe jedes echt englischen Herzens wohnt noch heute der Gedanke, daß der englische Staat die Aufgabe habe, die Gesetze in England aufrecht zu erhalten, und sich nicht im geringsten darum zu kümmern habe, wie andere Staaten ihre Gesetze aufrecht erhalten. Eine solche Vorstellung ist ursprünglich bei allen Völkern vorhanden; sie durchzieht das heidnische Alterthum. Der Fremdling, der die Grenze eines Staates überschreitet, hat innerhalb dieser Grenzen kein Recht, aber ebensowenig hat der Heimathstaat ein Recht auf ihn, wenn er sich gegen diesen Heimathstaat vergangen. Einen Abscheu gegen den Mörder und den sonstigen Verbrecher hatte man eigentlich nur, wenn er gegen das Gesetz getreue, durch das man das eigene Leben für gebunden erachtete. Man kannte kein anderes Recht als das Recht des eigenen Landes; die Vorstellung, daß doch auch andere Länder ein Recht haben, das geachtet werden müsse, die Vorstellung eines abstrakten Rechtes war nicht vorhanden. Man konnte den Fremdling ausweisen, einkerkeren, wohl gar tödten, weil er ein Fremdling und als solcher in diesem Lande rechtlos war, aber man konnte ihm nicht darum an den Leib gehen, weil er gegen das Gesetz seines Heimathstaates verstoßen hatte.

Diese ganze Auffassung ist mit unseren heutigen Zuständen, mit unseren sittlichen und religiösen Ideen nicht mehr in Einklang zu bringen. Jeder Staat erkennt den andern Staat und dessen Recht als einen Bestandtheil der allgemeinen Weltordnung an; er erblickt eine Rechtsverletzung auch in der Verletzung eines andern Staates, und er ist innerhalb gewisser Grenzen bereit, für die Aufrechterhaltung dieses Rechtes mit seinen eigenen Mitteln einzutreten.

Am längsten und stärksten hat sich die ursprüngliche Auffassung in England erhalten. Den Grund hierfür dürfen wir zum Theil in der insularen Lage Englands suchen, die das Bewußtsein gemeinsamer Interessen mit den Staaten des Festlandes zurücktreten ließ. Noch mehr dürfen wir den Grund aber in dem Bewußtsein suchen, daß das eigene Recht besser sei als das irgend eines andern Landes. Das englische Recht hat nicht durch Aufnahme eines fremden Rechtes den Charakter der Volksthumlichkeit verloren. Die Ausübung des Rechtes hatte niemals die Grundsätze der Freiheit

verleugnet; jeder Angeschuldigte konnte nur verurtheilt werden, nachdem er sich im öffentlichen Verfahren vor den Richtern, die über ihn zu sprechen hatten, verteidigt hatte; er wurde by his country gerichtet, von Männern aus dem Volke, bei deren Auswahl er selbst mitgewirkt hatte. Daß in England das Geschworenengericht sich erhielt, während es in allen übrigen Ländern untergegangen war, mag doch sehr dazu beigetragen haben, daß ein Engländer, der sah, daß der Angehörige eines andern Staates verfolgt und verurtheilt wurde, sich einem Zweifel darüber hingab, ob er mit Recht verfolgt oder verurtheilt worden sei.

So hat denn jahrhundertlang der Zustand bestanden, daß, wenn ein schuldbeladener Ausländer die englische Küste betrat, sein ganzes bisheriges Leben hinter ihm verschwand. Er mochte sich hüten, daß er in Zukunft nicht die Gesetze Englands verletzte, denn dann hätte man keinen Spaß verstanden; allein es wurde nicht danach gefragt, was er früher in seinem Leben gesündigt hatte.

Nur zögernd hat sich England zum Abschluß von Verträgen verstanden, durch die es sich zur Auslieferung von Verbrechern herbeiließ, die von Seiten ihres Heimathlandes gesucht wurden. Und es hielt dann an drei Voraussetzungen fest. Zunächst mußte vor einem englischen Richter im englischen Gerichtsverfahren festgestellt werden, daß der Verfolgte mit Verdachtsgründen belastet sei. Sodann mußte das Verbrechen ein schweres sein. Wenn England einen Verfallsfall auslieferte, so trifft es Vorkehrungen, daß er nicht zur Strafe gezogen wird, wenn seine Missethat sich nicht als eine Fälschung, sondern nur als eine Unterschlagung ausweist. Und endlich muß das Verbrechen ein gemeines und kein politisches sein. Zur Zeit des Kaisers Napoleon und des Lord Palmerston hat es in England einen gar gewaltigen Sturm erregt, als ein gewisser Bernard, ein Theilnehmer an einem Nordkomplot, ausgeliefert wurde, weil dieser Nord mit politischen Tendenzen in Zusammenhang stand.

Ausgeliefert hat England zuweilen, ausgewiesen nie. Wer weder gegen das englische Gesetz verstoßen hatte, noch wegen eines Verbrechens gegen ein fremdes Gesetz verfolgt wurde, konnte ruhig in England wohnen. Ähnlich war es in der Schweiz und in Amerika gewesen. Aber beide Staaten haben ihre Politik geändert. Die Schweiz macht von dem Rechte Gebrauch, jeden Ausländer als

lästig auszuweisen, der durch seine Handlungen sie in Verwicklungen mit einer fremden Regierung bringen könnte. Amerika, obwohl es noch ein großes Bedürfnis an menschlichen Arbeitskräften hat, hält sich den Zuzug solcher Fremden fern, die ihm durch Armuth oder Krankheit Verlegenheit bereiten könnten. Gründe von lediglich polizeilichem Charakter bestimmen England nicht, irgend einem Menschen den Aufenthalt auf englischem Boden zu verweigern. Auch ein Anarchist, ein Anhänger der Propaganda der That, kann auf englischem Boden so lange unangefochten leben, bis er dem englischen Strafgesetz verfällt.

Freilich ist die neuere Entwicklung des Anarchismus an England nicht spurlos vorübergegangen. England duldet zwar die Anarchisten auf seinem Boden, aber es überwacht sie. Soweit Vorsichtsmaßregeln dazu beitragen können, daß ein Verbrecher, das auf fremdem Boden zur Ausführung kommen soll, verhütet werden kann, trifft England diese Vorsichtsmaßregeln. Es trifft sie so gut, als die Einrichtungen seiner Polizei es gestatten, und Niemand kann behaupten, daß diese Einrichtungen schlecht seien. Es ist wiederholt behauptet und niemals widerlegt worden, daß Personen, die auf französischem Boden ein Verbrechen begangen haben, der französischen Polizei zuvor von der englischen Polizei als Verdächtige kenntlich gemacht waren, und daß die französische Polizei diese Warnung in den Wind geschlagen hätte.

Jetzt scheint auch England dieses Zustandes müde geworden zu sein; das Redegesetz, das vor einigen Tagen zwischen dem Lord Salisbury, dem Chef der konservativen Opposition, und dem Lord Rosebery, dem Haupt der liberalen Regierung, stattgefunden hat, ist gleich interessant wegen dessen, worin beide Herren übereinstimmen, wie wegen dessen, worin sie von einander abweichen. Lord Salisbury sagt, England müsse Anarchisten ausweisen, um seinen Verpflichtungen gegen fremde Regierungen besser nachzukommen. Lord Rosebery erwidert darauf unwillig, daß England stets das in vollstem Maße erfüllt hat, was ihm seine Pflichten gegen auswärtige Regierungen gebieten. Aber trotzdem könne das, was Lord Salisbury verlange, geschehen, nur aus anderen Beweggründen. England habe Veranlassung, das zu thun, was Lord Salisbury fordert, nicht um fremden Regierungen, sondern um sich selbst einen Dienst zu erweisen. Von der Bedeutung des Asylrechts hat im englischen Oberhause

Niemand ein Wort gesprochen. Wie das im Unterhause sich gestalten wird, kann Niemand voraussagen.

Ausgeschlossen ist die Möglichkeit nicht, daß England sich entschließt, Personen, die im Interesse des Anarchismus thätig sind, soweit sie Ausländer sind, und das sind beinahe alle, auszuweisen. Es wird sich damit eine Last vom Halbe schaffen und gleichzeitig eine Anerkennung erwerben. Wenn dann die Anarchisten zum Festlande zurückströmen, wird den festländischen Polizeien eine größere Arbeitslast erwachsen.

## Politische Tageschau.

Elbing, 9. Juli.

Von der Nordlandsreise des Kaiserpaars wird telegraphisch aus Cide berichtet, daß die „Hohenzollern“ dort vorgestern Abend zu später Stunde aus Odde mit ruhiger Fahrt eingetroffen sei. Gestern früh 7 Uhr gingen der Kaiser und die Kaiserin mit Gefolge an Bord, um sich per Wagen über Vossfangan nach Stalheim zu begeben. Um 1 Uhr trafen die Majestäten in Voss ein, nahmen das Frühstück in Hotel Fleischer ein und setzten die Fahrt nach Stalheim fort. Im Laufe des Nachmittags, nach der Rückkehr an Bord, traf ein Courier ein und der Kaiser blieb in Folge dessen an Bord, um verschiedene Vorträge entgegenzunehmen und Regierungsgeschäfte zu erledigen. Bei der Abendtafel wurde der Geburtstag des Prinzen Eitel Feitz gefeiert.

Zum Kapitel des Schutzes der Deutschen im Auslande bringt die „Nordd. Allg. Ztg.“ einen interessanten Beitrag. Der Fall Hönigsberg sollte nach der Ansicht der „Kreuz-Zeitung“ ein besonders schlagender Beweis für die Untauglichkeit der Regierung sein. Jetzt aber stellt sich heraus, daß während Graf Caprivi im Interesse Hönigsbergs mit der englischen Regierung verhandelte, ihr Schützling einen geheimen Vertrag mit der Nigerkompanie abgeschlossen hatte, in welchem er eine Geldentschädigung annahm und sich verpflichtete, auf weitere Ansprüche zu verzichten.

Als Kaiser Wilhelm im März 1890 in den bekannten Erlassungen an den Fürsten Bismarck die Berufung einer internationalen Arbeiterkonferenz veranlaßte, hatte der schweizerische Bundesrath bereits die Zustimmung einer Reihe von Regierungen zur Theilnahme an einer von schweizerischer Seite erlassenen Einladung zu einer solchen Konferenz in Händen. Zu Gunsten des deutschen Vorschlags verzichtete die Schweiz auf die Ausführung dieses Projekts, jetzt aber möchte man dort auf den alten Plan zurückkommen. Viele Gegenliebe wird man aber vorläufig

Der Blickstrahl des alternden Jupiter ist nicht mehr so gewaltig, aber er trifft desto sicherer.  
Dixty.

## Die wahre Schönheit der Frau.

Daß eine Frau ihre besten Jahre bereits hinter sich hat, wenn sie das 25. zurückgelegt und daß sie mit 30 bereits „passée“ ist, wird kein Sachverständiger gelten lassen wollen. In Wirklichkeit sollte sie sich ihre Schönheit bewahren bis in ihr fünfzigstes Jahr und sogar darüber; ihren Zenith erreicht sie meist erst zwischen 35 und 40. Helena war 40, als sie alle Herzen in Flammen setzte, Aspasia 36, als sie sich mit Pericles vermählte. Kleopatra über 30, als sie zuerst Antonius begegnete. Auch Diane de Poitiers hatte das 36. Jahr erreicht, als sie Heinrich II. Liebes gewann, die sie sich zu bewahren wußte, obgleich der König halb so alt war, wie sie. Anna von Oesterreich war 38, als sie für die schönste Frau Europas galt, Madame de Maintenon 43 zur Zeit, da Ludwig XIV. sie heirathete. Mademoiselle Mar galt für am schönsten zu 45 und Madame Recamier zwischen 35 und 55.

Die heftigste und dauerndste Leidenschaft wird nicht durch zwanzigjährige Schönheit eingebläst; die höchsten Reize sind nur dann vorhanden, wenn der Körper seine volle Entwicklung erlangt hat. Denn Schönheit besteht nicht allein in Form und Farbe, wie sie in der Wachspuppe zu finden ist, die Fülle der Jugend und eine Haut, wie Milch und Blut, vereinigen sich oft in einem Gesicht, das doch nicht entzückt, weil ihm Leben und Ausdruck mangelt. Die besten Jahre einer Frau, so schreibt ein Kenner in den „Veiz. Nachr.“, sind zwischen 26 und 40 Jahren; es ist lächerlich, wenn sie sich vorher als „passée“ betrachtet. Zufriedenheit und gute Laune werden immer die besten Mittel bleiben, um sich die Jugend lange zu bewahren, besser als Alles, was man erfunden hat und erfunden wird. Ein noch so schönes Weib wird schnell alt und verfauert werden, wenn ihr die Heiterkeit mangelt, während die Weisheit eines frühlichen Herzens sich jung erhält.

Jede Frau sollte die Schönheit zu einer Art Studium machen, aber wahre Schönheit, nicht die, welche man durch Einwickeln, Schminke, Puder oder Toilettenwasser zu erlangen glaubt! Wahre Schönheit beruht auf einfacher Lebensweise, Mäßigkeit, Sauber-

keit und Bewegung bilden einen kräftigen Körper heran, und Regelmäßigkeit der Züge oder vollkommene künstliche Schönheit kann fast häßlich werden durch eine unklare Haut, die auf unreines Blut schließen läßt, oder durch einen nüchternen, uninteressanten Ausdruck. Schönheit liegt in der Grazie und Lebhaftigkeit der Bewegung, in der Farbe, im Den- und Ausdrucksvermögen und jedes Weib kann daher viel dazu thun, diese Schönheit zu fördern. Es ist durchaus keine falsche Eitelkeit, oft den Spiegel zu Rathe zu ziehen, aber man muß sich bestreben, mit genügender Unparteilichkeit herauszufinden, welche Fehler man besitzt, um ihnen nach Möglichkeit abzuwehren. Wenn Kerger oder Kummer die Rufen aus dem Gesicht verbannt, so nehme man keine Schminke, um sie zu ersetzen. Auch das ungeübte Auge entdeckt diese, und so ist der Zweck verloren. Auch durch das Reiben mit der flachen Hand, die man in weiches Wasser getaucht, wird man oft die Blässe der Wangen vertreiben können. Die Massage des Gesichtes muß nicht von oben nach unten, sondern umgekehrt und nach außen zu geschehen; besonders sind die empfindlichen Muskeln des Mundes so zu glätten. Vermeide es, dich über Kleinigkeiten aufzuregen, zu schelten, zu schmolten, zu laut oder zu viel zu lachen oder fortwährend zu lächeln. Gesundheit ist natürlich vor Allem zu wirklicher Schönheit nöthig; Farbe, Fülle, Glätte der Haut sind davon abhängig. Wenn dieser Fülle Elastizität und Farbe mangelt, so ist dies ein Beweis, daß das Nerven- oder Ernährungssystem nicht in Ordnung ist.

Eine kräftige, aber einfache Nahrung, gemäßigte Temperatur, gute Verdauung, Bewegung in freier Luft, Schlaf und ein sorgloses Gemüth sind ausgezeichnete Schönheitsmittel. Sehr oft werden schon in der Kindheit Fehler begangen, die zu einer schlechten Gesundheit führen; zu scharfe Speisen, Süßigkeiten, starker Kaffee etc. wird genossen, und wenn dann das Mädchen erwachsen ist, dann sind seine Augen trübe, die Zähne schlecht, die Lippen blaß und die Haut unrein. Schminke, Kosmetik, Toilettenwasser und Belladonna sollen dann Abhilfe schaffen, aber in der Lebensweise tritt keinerlei Veränderung ein. Ehe aber an eine wirkliche Besserung zu denken ist, muß diese erstere anders werden. Die Nahrung soll einfach sein, gepfefferte Suppen, Ragouts, Wildpasteten, Gewürze, zu viel Butter oder Schmalz schaden der Gesundheit und sind nicht gut für den Teint. Eine Frau, die eine reichbesetzte Tafel allzu sehr liebt, wird, ehe sie Dreißig geworden, eine schlafe Haut und eine schlechte Gesichtsfarbe haben. Wer ein nervöses, sanguinisches

Temperament besitzt, sollte sich hauptsächlich auf Eier, Milch, Brod, Früchte, leichte Suppen und Fisch beschränken. Malz- und spirituoehaltige Getränke schaden dem Teint, auch Medizin, in denen sich Eisen oder Phosphorsäure befindet, sind gar nicht zuträglich.

Ist die Haut einmal dick, roth und unrein geworden, so darf man, wie gesagt, nicht zu künstlichen Mitteln greifen; Regenwasser, Sonnenschein und Bewegung im Freien bleiben die besten Medikamente. Häufiges Baden ist ausgesprochen. Die körperliche Bewegung muß aber nicht übertrieben werden, der Zweck ist, die Muskeln zu kräftigen, die Glieder gelenkig zu machen, zu starke gymnastische Übungen z. B. aber schaffen die vorstehenden Gelecke. Zum Schluß noch ein Wort. Die höchste Schönheit liegt im Ausdruck des Gesichtes, alle niedrigen Gefühle und Leidenschaften, Haß, Neid und Bosheit müssen also niedergedämpft werden, um diesen Ausdruck zu einem guten und somit auch schönen zu machen.

## Der König von Korea und sein Hof.

Die jüngsten Vorgänge auf Korea haben dieses Land in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt. Wir glauben deshalb, den Wünschen unserer Leser zu entsprechen, wenn wir ein im „Globus“ erschienenen Essay in seinen interessantesten Ausführungen wiedergeben. Der Verfasser des Aufsatzes, G. Arnous in Fusan, lebt seit zehn Jahren als Steuerbeamter in Korea, das er genau kennt. Zu der vorliegenden Arbeit stellte ihm der französische Missionsbischof seine handschriftlichen Denkwürdigkeiten zur Verfügung.

In Korea wie bei allen Völkern des Orients hat die Regierung die Form einer unumschränkten Monarchie. Der König ist absoluter Alleinherrscher und hat Gewalt über Tod und Leben aller seiner Unterthanen, selbst über Prinzen und Fürsten königlichen Geblüts. Seine Person ist geheiligt; man umgibt ihn mit allen erdenklichen Ehrenbezeugungen, ihm werden die Erfüllung aller Ernten in feierlicher Weise dargebracht, und man räumt ihm fast göttliche Rechte ein. Trotzdem er bei seiner Thronbesteigung seinen Namen von dem chinesischen Kaiser empfängt, so ist es doch bei hoher Strafe verboten, diesen Namen auszusprechen, der nur in den amtlichen Berichten genannt wird, welche für den Kaiser von China bestimmt sind.

Erst nach seinem Tode erhält er von seinem Nachfolger den Namen, unter welchem er in der Geschichte bekannt wird.

In Gegenwart des Königs darf Niemand Schleier noch Brille tragen. Niemand darf ihn berühren, noch darf Eisen oder Stahl mit seinem Körper in Berührung gebracht werden. Diese letztere Etiquettenregel wurde verhängnißvoll für den König Tieng-tong-tal-oang, der im Jahre 1800 an einer Geschwulst starb, welche er im Rücken hatte. Ein operativer Eingriff mit dem Messer hätte ihm sein Leben erhalten — konnte aber nicht angewandt werden, weil es gegen die Etiquette verstieß. Ein anderer Fürst war weiser; er befohl dem Arzte bei ähnlicher Veranlassung einen Schnitt an seinem Arm vorzunehmen, hatte aber unsägliche Mühe, den unglücklichen Arzt vom Hentertode zu befreien, da er sich durch diesen Schnitt eines Majestätsverbrechens schuldig gemacht hatte. Niemand darf vor dem Könige ohne die vom Ceremonienamte vorgeschriebene Kleidung und dann nur unter fortwährenden Verbeugungen erscheinen. Jeder Knecht muß vor dem Palast des Königs vom Pferd steigen und zu Fuß seinen Weg fortsetzen. Der König darf gegen Niemand vertraulich sein, kommt es jedoch vor, daß er Jemand berührt, so hat der Berührende an dieser Stelle ein sichbares Zeichen, gewöhnlich eine rothe Seidenschur zu tragen, um jederzeit an diese unerhörte Gunstbezeugung erinnert zu werden.

Auf die koreanischen Münzen wird auch nicht das Bild des Königs geprägt, da man fürchtet, dadurch ein großes Unrecht zu begehen, wenn das königliche Bild, auf Geldstücke geprägt, durch aller Menschen Hände geht, oder gar in den Schmutz geworfen werden könnte, man behilft sich dabei also mit den chinesischen Schriftzeichen. Bei Lebzeiten der Könige giebt es überhaupt keine Silber von ihnen, man fertigt sie erst nach ihrem Tode an. Seit Korea dem Fremdenverkehr geöffnet ist, sind allerdings viele jener Gebräuche abgeschafft; man hat Photographien des jetzigen Königs und des Kronprinzen.

In früheren Jahren gab es im Palaste des Königs eine Kiste, die den Zweck hatte, alle Bittgesuche aufzunehmen, welche direkt an den König gerichtet wurden. Früher hatte diese Kiste ihr Gutes, heute existirt sie zwar noch, aber der Hilfesuchende kann nur durch ganz enorme Geldspenden dazu gelangen, sich ihrer zu bedienen. Will jetzt jemand dem Könige ein Bittgesuch übergeben lassen, so wartet er an den Thoren des Palastes, bis der König seine Gemächer verläßt,







# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 159.

Elbing, den 11. Juli.

1894.

## Spurlos verschwunden.

Kriminal-Roman von Ludwig Habicht.

Nachdruck verboten.

18)

Der wackere Polizeipräsident hatte seine Anordnungen gut getroffen. Mit Hilfe der Pläne von Paris und der von den Katakomben, sowie der Angaben der Führer hatte sich mit ziemlicher Gewißheit die Stelle ermitteln lassen, wo sich das Raubgewölbe befand. Während ein Theil der Gensdarmen, von den Führern geleitet, dorthin vorzudringen suchten, war die ganze Gegend im weiten Umkreis von Polizeibeamten umstellt worden.

Die Berechnungen des Präsidenten und der Katakombenführer bestätigten sich vollkommen. In dem damals noch dünn bewohnten Quartier, welches sich zwischen der Barrière d'Enfer, St. Jacques und Faubourg St. Marceau ausdehnte, befand sich ein altes, halbverfallenes Gehöft, das schon immer der Polizei als Schlupfwinkel von allerhand Gefindel aufgefallen war. Man hatte zuweilen die hier hausenden Vagabunden in ihrem Nest aufzufinden gesucht, selten aber ein irgendwie verdächtiges Subjekt darin gefunden, und da keine ernstliche Veranlassung vorlag, niemals eine sorgfältige Untersuchung des Gebäudes vorgenommen, um so weniger, als man dem Besitzer der schmutzigen und armseligen Bude nichts Schlimmes nachsagen konnte. Er trieb eine kleine Schankwirtschaft, und wenn auch in seinem Hause eine Menge verlorener und zweideutiger Gesellen verkehrte, hatte sein Ruf darunter nicht viel gelitten. Ja, er galt wie sein Freund Brunet für einen frommen, rechtschaffenen Mann; denn er veräumte ebenfalls nie die Kirche. Seine Töchter hatten sogar eine gute Erziehung genossen und wohlhabende, anständige Männer geheirathet, aber seltsam genug, verkehrten sie seitdem nie mehr mit ihrem Vater und die Nachbarschaft des Schankwirths schimpfte über den Hochmuth dieser Frauen, für die der alte, arme Mann sich noch immer abquälte, anstatt sich endlich zur Ruhe zu setzen.

Das Gehöft des Schankwirths war das abgelegenste des ganzen Viertels. Hohe Mauern umgaben es von allen Seiten und während all-

die andern Baulichkeiten im tiefsten Verfall sich befanden, hatte der wunderliche Alte auf die Wiederherstellung des von Backsteinen errichteten Hauses die größte Sorgfalt verwendet. Gewiß nur um sich gegen die neugierigen Augen der Polizei zu schützen.

Er hätte es nicht nöthig gehabt. Es ging wohl etwas wüst und toll beim Grandpère zu, wie man in der ganzen Umgegend den alten Coulon nannte, aber das war auch Alles. Er hatte die Kontrolle der Behörde nicht zu scheuen.

Das Besitztum Grandpères war ziemlich umfangreich und trotzdem die zwei kleinen, schmutzigen Stuben des halb verfallenen Hauses oft mit Gästen überfüllt waren, hatte er sich nie bewegen lassen, ein seitwärts gelegenes, zweites Gebäude (ebenfalls zur Schankwirtschaft einzurichten; es war noch verfallener und armseliger als das erste und blickte nur mit seinem zerrissenen Dache hinter Bäumen und Sträuchern ruinös hervor.

Seitwärts davon lag ein ausgetrockneter Brunnen — über den Grandpère einen mächtigen Schuppen gebaut hatte — damit seine benedelten Gäste nicht einmal da hineinpurzelten, — wie er lachend erklärte.

Nach den sorgfältig angestellten Vergleichen der Pläne von Paris mit denen der Katakomben mußte höchst wahrscheinlich das weilkäufige Gehöft des alten Coulon über der Räuberhöhle stehen, und dorthin richtete sich zuerst die vorsichtige Bewegung der Gensdarmen. Ihre Bemühung wurde von dem glänzendsten Erfolge gekrönt.

In dem zweiten Hause Grandpères überraschte man ein Häuflein verdächtiger Gesellen, die nur nach dem heftigsten und blutigsten Widerstande überwunden wurden.

Trotz aller Vorsicht waren zwei der Burschen doch entwischt, aber die über das Besitztum verstreuten Gensdarmen konnten noch bemerken, wie sie auf den Schuppen zuellten, um dort einen Zufluchtsort zu suchen.

Einer derselben wurde noch erreicht, als er eben in den Brunnen hinabklettern wollte, der Andere war jedoch augenblicklich verschwunden.

Jetzt stiegen auch einige der Gensdarmen hinab und fanden auf dem Grunde des weiten, längst ausgetrockneten Brunnens eine Fallthür, die, wie sie sogleich bemerkten, zu den Katakomben führte. Sie hüteten sich wohl, hinabzusteigen, sondern besetzten nur den Platz,

weil sie wußten, daß ihnen der Rest der Bande auf diese Weise am wenigsten entgehen konnte.

Inzwischen waren schon auf dem gewöhnlichen Eingange die Gensdarmen bis zur Räuberhöhle vorgebrungen, und hier befand sich gerade Mr. Brunet mit seinen Spießgesellen im Begriff, wieder einige Beute in Sicherheit zu bringen. Das Raubgesindel fühlte sich in seinem Schlupfwinkel so geborgen, daß es von der Annäherung der Hächer nicht eher eine Ahnung erhielt, als bis es zu spät war. Obwohl in dem Gewölbe sich eine Menge Waffen befanden, machte der elende Feigling Brunet keinen Gebrauch davon, er suchte nur augenblicklich durch die verborgene Thür die Flucht zu ergreifen, und die Anderen folgten seinem Beispiele. So fielen sie beim Ausgange den am Brunnen sie erwartenden Gensdarmen in die Hände.

Das ganze Nest war ausgehoben worden bis auf den einen Flüchtling, der sich in die Kataomben zurückgeschüchelt und anstatt seine im Gewölbe arbeitenden Kameraden zu warnen, auf einem anderen Gange das Weite gesucht hatte.

Mr. Brunet hielt auch bei seiner Vernehmung die alte Heuchlerrolle bei. Zwar trug er nicht mehr das grundehrliche, dummselfige Schaßgeschicht — diese Maske mochte ihm doch nicht mehr ganz passend erscheinen — aber er spielte jetzt die verführte Unschuld und schwur hoch und theuer, daß ihn nur der schöne August, dieser nichtswürdige Patron, zur Theilnahme an dem Geschäft gezwungen und ihn damit in's Unglück gestürzt habe.

Alle die übrigen Verbrecher beharrten Anfangs in ihrem trotzigem Schweigen und es war aus ihnen nichts herauszubringen; den schönen August dagegen fielte viel zu sehr die Eitelkeit, als daß er nicht hätte von der außerordentlich geschickten Organisation der Bande ein vollständiges und getreues Bild liefern sollen. Er wußte doch, daß bei einer solch' großen Gesellschaft sich ein Schwächer finden und all' ihr Beugnen nicht das Mindeste nützen würde. Warum sollte er nicht zuerst den Mund öffnen, wo er sich damit interessant machen konnte? — Er legte deshalb ohne Weiteres mit großer Wohlgefälligkeit ein offenes Bekenntniß ab.

„Auf meinen und Brunet's Schultern beruhte das ganze Geschäft,“ lautete seine Angabe. „Wir hatten die meiste Arbeit, die Uebrigen waren Dummköpfe. Auch der Marquis d'Autour spielte nur dem vornehmen Mann, nahm das meiste Geld und that das Wenigste.“

Der junge Bursche blickte triumphirend auf den ihn vernehmenden Beamten, um sich, wie er voraussetzte, an seiner grenzenlosen Ueberraschung zu weiden, und als das Gesicht des Herrn ganz ruhig blieb, fuhr er lebhaft fort: „Ja, wir hatten keinen geringeren Spießgesellen als den Marquis d'Autour, und ich bitte, ihn ebenfalls zu verhaften.“

„Ist bereits geschehen,“ entgegnete trocken der Beamte, und der schöne August machte ein

so erstauntes Gesicht, daß die Anwesenden kaum ein Lächeln unterdrücken konnten.

„Um so besser,“ sagte er, nachdem er sich von seiner grenzenlosen Ueberraschung etwas erholt hatte. „Dann hat uns auch der vornehme Herr verrathen und wir brauchen ihn ebenfalls nicht länger zu schonen.“

Er berichtete nun, daß Marquis d'Autour der intelligente Leiter der ganzen Gesellschaft gewesen sei; er habe die Opfer ausgewählt und alles stets so schlau und vorsichtig angeordnet, daß nicht ein einziges Mal ein Fehlschlag erfolgt sei. Außer ihm, Brunet und Grandpère habe keiner von der Theilnahme des Marquis eine Ahnung gehabt und deshalb sei für den vornehmen Herrn keine Gefahr dabei gewesen.

Auch über die Ermordung Lubowsky's gab August die genauesten Einzelheiten. Auf die Ermordung des reichen Russen allein war es abgesehen worden, weil das geübte Auge des Marquis an seinem Maskenanzuge den kostbarsten und werthvollsten Schmuck bemerkte. Es war d'Autour möglich gewesen, sich vom Ball auf einige Zeit zu entfernen, um den auf dem Plage herumstreichenden Brunet die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Zum Unglück hatte der Alte nur in der Eile ein einziges, noch dazu ziemlich unzuverlässiges Mitglied der Bande herbeilocken können, da sich Lubowsky weit eher entfernte, als der Marquis berechnet hatte. Das durchkreuzte etwas den Anfangs entworfenen Plan, der darauf hinauslief, daß der schöne August mit einer Miethskutsche auf dem Opernplatz halten, Brunet beim Heraustritt des Barons sich an diesen herandrängend, zur Herbeiführung des Wagens erbieten und dann Lubowsky dem schönen August in die Hände liefern sollte, der ihn dann beim Grandpère abgeladen hätte.

Mit dem ungewöhnlichen Scharfsinn, der diesen abgefeimten Schurken eigen war, hatten sie die veränderten Umstände augenblicklich für sich benutzt.

Der schöne August fuhr langsam hinter dem Baron her, um rasch zur Stelle zu sein, wenn die Beiden mit Lubowsky nicht fertig werden sollten. Brunet, dem alten Feigling, war obenhin bei solchen Arbeiten nicht viel zuzutrauen. Auch der Marquis hatte sich in einiger Entfernung gehalten, um überzeugt zu sein, daß Alles seinen ordentlichen Verlauf nehme. — Wirklich schien es den Anschein zu haben, als ob den Beiden der Muth oder die Geschicklichkeit fehle, Lubowsky abzuthun. Ein Hilfeschrei konnte Alles verderben, deshalb sprang der schöne August vom Bod, um der Sache mit dem Baron ein Ende zu machen. Es gelang ihm auch, mit seinem Messer dem Baron etliche tödtliche Wunden beizubringen und seinen Hilferuf zu ersticken — dann stürzte unerwartet der Graf zur Rettung seines Feindes herbei, und es blieb August nichts anderes übrig, als ihn ebenfalls unschädlich zu machen. Ein tüchtiger Schlag vor den Kopf genügte, um ihn zu

bekäuben. Der schöne August riß dem Bewußt-  
losen den Dolch aus der Hand, stieß damit  
noch einmal nach dem Baron und warf dann  
die Waffe weg. Jetzt kam der Marquis wie  
zufällig vorbeigeschleudert — der schöne August  
flüsternte ihm zu, wie geschickt er Alles ausge-  
führt habe, und als er hörte, daß die Gräfin  
im Wagen zurückgeblieben sei, tauchte sogleich  
in seinem Kopfe ein anderer Plan auf. Er  
eilte mit seinem Helfers-helfer zur Stelle, fand  
die Gräfin noch in einer tiefen Ohnmacht, und  
nun führen die Schurken mit ihrer zweiten,  
ihnen so unerwartet zugefallenen Beute zum  
Grandpère. Was zwischen dem Marquis und  
der Gräfin vorgefallen, wußte der schöne August  
nicht. —

D'Autour hatte nur befohlen, sie im „Palais“,  
wie das Morgewölbe genannt wurde, gut zu  
verpflegen, und er war dann öfter gekommen  
und stets übellaunig fortgegangen.

Eines Tages aber sei er wieder herauf-  
gekommen, bleich und aufgeregter und habe ihm  
zugeflüstert: „Schafft sie rasch bei Seite.“ Er  
sei in's Palais mit Brunet hinabgestiegen und  
sie hätten die Gräfin erwürgt am Boden ge-  
funden.

Selbst dieser junge, in Verbrechen abge-  
härtete Schurke bekannte dabei, daß er beim  
Abtöten der schönen, ermordeten Frau zum ersten  
Male etwas wie Mitleid empfunden habe.

Der in den Katafomben aufgefundene Leich-  
nam der unglücklichen Frau bestätigte wenigstens  
die Angaben August's hinsichtlich der Todesart.  
Er war noch so gut erhalten, daß man deutlich  
die Spuren der Erdrosselung bemerken konnte.  
Auch die übrigen Leichname, nicht weniger als  
achtzehn, wurden allmählich entdeckt; die Lust  
der Katafomben hatte sie vor Verwesung ge-  
schützt, so daß sie ihre Angehörigen wiedererkennen  
konnten.

Nachdem einmal August geplaudert hatte,  
legten auch die Andern ein offenes Geständniß ab.

Nur Mr. Brunet blieb seiner einmal über-  
nommenen Rolle getreu. Man hat ihn tyrantisch,  
unterjocht — er war ein willenloses Werkzeug  
in den Händen dieser rohen Gesellen, von denen  
er sich aus Furcht nicht zu trennen wagte.

War die Entdeckung dieser furchtbaren  
Räuberbande für die Hauptstadt ein Ereigniß,  
das auf lange Zeit ein unerhörtes Interesse in  
Anspruch nahm, so erregte die Kunde von der  
Verhaftung des Marquis, als des Hauptes in  
dieser Gesellschaft, in den aristokratischen Kreisen  
ein wahres Entsetzen.

Niemand wollte es dort für möglich halten;  
es war ja zu toll, zu lächerlich. Ein Mann  
von Adel, ein Marquis, der Häuptling einer  
schönsten Zeiten des Mittelalters, und man hielt  
das Ganze so lange für ein hinverbranntes  
Gerücht, bis Jeder aus sicherer Quelle die Be-  
stätigung erhielt, daß leider die Geschichte buch-  
stäblich wahr sei.

Vor dem Untersuchungsrichter hüllte sich der

Marquis in kaltes, verächtliches Schmelgen und  
sprach nur den einen Wunsch aus, man möge  
ihm mit dem Grafen Ghula eine Unterredung  
gestatten. Sie wurde ihm bewilligt.

So schwer es auch dem Grafen fiel, den  
heimtückischen, nichtswürdigen Mörder seiner  
Gemahlin noch einmal zu sehen, entschloß er sich  
doch zu diesem Gange, der ihm sicher die letzten  
Räthsel lösen mußte, die in diesem dämonischen  
Menschenherzen geschlummert.

Der Marquis empfing Ghula mit jenem  
ruhigen, vornehmen Anstand, als bewege er sich  
frei und glücklich auf seinem Zimmer und sitze  
nicht als ein auf Raubmord Angeklagter im  
Gefängniß.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie hierher be-  
mühen mußte!“ begann er im leichten Gesell-  
schaftston und warf dabei einen geringschätzigen  
Blick auf seine dürftige Umgebung. Er hatte  
dabei dem Grafen wie gewöhnlich die Hand ent-  
gegengestreckt und schien es nicht weiter zu be-  
merken, daß dieser seine Rechte ängstlich zurück-  
hielt, um nicht mit der Hand des Mörders  
seiner Gattin in Berührung zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

— Das Goldfieber herrscht gegenwär-  
tig wieder in Australien, alles geht unter die  
„Digger“, um rasch reich zu werden; selbst  
einzelne Parlamentarier sieht man unter ihnen,  
um ihr „lärgliches Einkommen“ zu vergrößern.  
(Die Volksvertretung von Süd-Australien mit  
340,000 Einwohner kostet jährlich 700,000  
Mk.!) Raum hat sich die Kunde der Entdeckung  
eines neuen Feldes verbreitet, so strömt eine  
ungeheure Woge der Glücksjäger dorthin, und  
oft sammeln sich 15- bis 20,000 Menschen  
auf einem bis dahin völlig unbewohnten  
Punkt, um bei der nächsten — bisweilen fal-  
schen — Nachricht wieder anderzwohin zu flu-  
then. Die Kunde von der Auffindung einzelner  
„Nuggets“ (Goldklumpen) steigert dann die  
Habsucht zum Wahnsinn — thatsächlich ist der  
Prozentsatz Irrsinniger noch nie so groß ge-  
wesen wie jetzt. In Coolganie (West-Austra-  
lien), das vor wenig mehr als Jahresfrist eine  
unbewohnte Wüste war, sind jetzt 20 Kauflä-  
den, 8 Auktionslokale, 4 Gasthöfe; sogar eine  
Zeitung erscheint dort. Auf dem Murchison-  
Goldfelde ist der Typhus ausgebrochen und  
hat in einigen Tagen 20 Opfer gefordert.  
Und wieviele gehen an Entkräftung und Ent-  
behrung zu Grunde! Trotz alledem können die  
von Adelaide aus nach Perth gehenden Damp-  
fer die Zahl der Verblendeten nicht fassen.  
Fast alle Kolonien sind an der Erschließung  
neuer Goldfelder beteiligt, wenn auch nicht in  
dem Maße wie West-Australien. In Welcome  
Fulby und bei Rockwood (Victoria) wurden

zahlreiche ergiebige Claims aufgenommen, bei Daylesford wurde ein Stück gefunden, das 320 Unzen reines Gold enthielt. Unfern West-Maitland (Neusüdwales) sind reiche Risse entdeckt worden, faustgroße Stücke reinen Goldes wurden wiederholt erbeutet; das am King-River bei Lynchford (Tasmanien) entdeckte Goldlager soll äußerst reich sein, man wäscht aus einer Schüssel „Waschstoff“ oft zwei Pfund Gold aus. Die Gewinnung des Edelmetalls geschieht meist noch in der ursprünglichen Weise, wobei gewöhnlich 50—80 pCt. desselben verloren gehen.

— **Der bezähmte Othello.** Der Bankier K. in Wien, so berichten dortige Blätter, ist eifersüchtig, und, wie gleich gesagt werden muß, ganz grundlos eifersüchtig auf seine Gattin. Er ist alt und hinfällig, die Frau jung und schön, und dieser Kontrast gab dem Manne allerlei zu denken. Er glaubte wahrgenommen zu haben, daß die begehrenswerthere Ehehälfte einen oder den anderen seiner jüngeren Bekannten in der Gesellschaft bevorzuge, daß sie ferner am Morgen häufig die Einkäufe selbst besorge und dabei länger ausbleibe, als er es für nöthig hielt. Die Frau mußte beobachtet werden, hauptsächlich außer dem Hause, und zu dem Zwecke mietete er sich einen Mann mit gefunden Augen, der jeden Schritt der Dame zu überwachen und dann dem eifersüchtigen Gemahl zu referiren hatte. Die Berichte wurden schriftlich abgegeben, der Privatdetektiv hinterlegte seine Briefe über die gemachten Wahrnehmungen in einem bekannten Stadicafe. Die Bankiersgattin bemerkte den Wächter, inquirirte ihn und der Mann verrieth, welche Mission er für 3 fl. pro Tag übernommen habe. Die Frau bot ihm täglich 5 fl. an und diktirte ihm die Berichte, deren Concept sie aufbewahrte. Der arme Othello raste, als er nun Tag für Tag von neuen Liebensabenteuern seiner Gemahlin erfuhr, verbarg jedoch seine Eifersucht gegenüber der „Treulosen“, bis die Zeit der Abrechnung gekommen sei. Gines Morgens findet Herr K. auf seinem Schreibtische einige Zettel von der Hand seiner Frau beschrieben und den Wortlaut der Berichte des gemieteten Argus enthaltend. Nun mußte es zu einer Aufklärung und Auseinandersetzung zwischen den Ehegatten kommen und der Bankier erfuhr, daß sich die beleidigte Frau für sein ungerechtfertigtes Vorgehen an ihm gerächt habe. Die Beiden sprachen sich gegenseitig aus, der Gatte sah sein Unrecht ein, die Gattin verzeh und der Othello ist bezähmt. (?)

— **Die verhegte Kuh.** Aus Stutt-

gart, 5. Juli, schreibt man der „Fr. Ztg.“: In einem Dorfe im Oberamt Weinsberg erkrankte eine Kuh. Der Besitzer ging, wie die Blätter berichten, nicht zum Thierarzt, sondern zu einem klugen Schäfer, der da feststellte, daß das Thier verhegt sei. Geschwüre auf dem Rücken der Kuh, die von einem Rückenmarksleiden herrührten, wurden vom Schäfer als Wunden von Nägeln herrührend, erklärt, die von bösen Nachbarn, die mit Heerei unzugehen verstünden, in den Rücken der Kuh eingeschlagen seien. Da es trotz der Entfernung der Nägel immer schlechter mit der Kuh wurde und dieselbe nicht mehr zu stehen vermochte, sann der Besitzer auf ein Radikalmittel. Der Kuh wurden Stricke um den Leib gewunden, Kloben in die Decke geschlagen und das Thier sodann an den Stricken aufgehängt, um ihm das Liegen abzugewöhnen. Da dies schon einige Wochen dauerte, wurde die Sache, trotzdem der Stall für Unberufene streng abgeschlossen war, ruchbar und kam auch zu Ohren des Landjägers in Dretzfeld. Letzterer nahm in Begleitung eines Gemeinderaths eine Besichtigung des Stalles vor, wobei sich denselben ein trauriger Anblick bot. Die arme Kuh hing zum Skelett abgemagert, mit sechs Stricken an die Decke geknüpft. Man entledigte sie alsbald ihrer Fesseln, wobei sich herausstellte, daß durch das Einschneiden der Stricke am Leibe der Kuh offene eiternde Wunden entstanden waren. Die Kuh wurde sofort geschlachtet und der hezengläubige Besitzer wird sich noch wegen Thierquälerei zu verantworten haben.

— **Erschöpfende Auskunft.** Dame: „Herr Doktor, was thun Sie, wenn Sie einen recht heftigen Schnupfen haben?“ — Arzt: „Ich niese, gnädige Frau!“

— **Anspielung.** Student: „Diese Stiefel nehm' ich nicht, die sind mir viel zu groß!“ — Schuster: „Na, ich dünkte, Sie können doch einen gehörigen Stiefel vertragen!“

— **Der Untoiderstehliche.** Bräutigam: „Darf ich Sie meiner Braut vorstellen, Herr Lieutenant?“ — Lieutenant: „Aeh, Sie sind wohl tollkühn, mein Lieber?“

— **Wohlmeinend.** Student: „Was, bei dem herrlichen Wetter sitzt Du zu Hause?! Gleich gehst Du mit auf die Kneipe!“

---

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann  
in Ebing.  
Druck und Verlag von H. Gaatz  
in Ebing.